



Ich bin nicht da!

Schon zum dritten Mal läutet es jetzt im gerade noch höflichen Abstand von einer halben Minute – was soll das, gibt es neuerdings Anwesenheitspflicht in den eigenen vier Wänden? Wenn es wenigstens eine richtige Klingel wäre, aber es schnarrt wie ein Rasierer aus einem billigen Plastikkasten neben der Eingangstür meiner neuen Wohnung. Die kahlen Wände sind unfreundlich zu mir, es ist fremd wie in einer Ausnüchterungszelle.

Da – schon wieder, ich kann die Klingel nicht ausstehen!

Am besten verhalte ich mich ganz still, womöglich steht dieser Laupner schon im Treppenhaus und drückt sein Ohr an die Tür. Wie kommt dieser Mensch dazu, mit einem solchen Nachdruck den gestern vereinbarten Termin einzufordern? Es könnte doch ein Notfall eingetreten sein, und in gewisser Weise wäre das sogar die Wahrheit.

Mein Blick irrt an der Decke umher, die Maserung der Holzverkleidung schwimmt vor meinen Augen. Ich stelle auf einem der vielen Astlöcher scharf. Wie komme ich nur in diese verflixte Wohnung? Jetzt sind Fakten geschaffen, ich habe eine neue Adresse und ein neues Leben. Unmöglich – ich kann hier nicht wirklich anwesend sein! Aber der Geruch von Teppichreiniger und die eingerissenen Griffe der braunen Umzugskiste neben mir zerstören diesen Funken Hoffnung sofort wieder.

Es klingelt abermals.

Dieses Mal ist es das aufgesetzt besänftigende Dudeln meines neuen Telefons.

Tut mir leid, kann nicht abheben – ich bin doch nicht da!

Nach dem vierten Dudeln springt mein Anrufbeantworter an.

*Hier ist der Anschluss von Luc Weinbrand. Bitte sprechen Sie eine Nachricht auf Band oder probieren es später noch einmal, höre ich meine Stimme näseln.*

Ein besserer als dieser eher gediegene Text ist mir auf die Schnelle nicht eingefallen. Schnodderig durfte der Text nicht sein und für irgendeinen Schabernack fehlt mir zurzeit der Sinn und die Eingebung.

«Hallo Herr Weinbrand, hier ist Laupner. Wir hatten uns heute für elf Uhr verabredet, aber Sie sind wohl nicht da. Wenn das Ihre Vorstellung von Pünktlichkeit ist, werden wir das Standesamt wohl eher zu Fuß als mit Ihrer Nobelkarosse erreichen. Ich werde in einer halben Stunde noch mal vorbeikommen und hoffe, Sie dann anzutreffen.»

Noch eine halbe Stunde Schonfrist.

Eigentlich bin ich froh über diese Aufstehhilfe, jetzt muss ich den Tag in Angriff nehmen. Ich ziehe mich mechanisch an, aber unsichtbare Gewichte drücken mich gleich wieder auf einen der Kartons, die überall im Wege stehen. Was soll ich hier? Die billigen Fußleisten aus braunem Kunststoff haben überall weiße Schatten von schlampig weggewischter Wandfarbe – wie konnte ich mein Schloss nur gegen eine solche Behausung tauschen?

Ehe ich wieder so richtig in die Grübelei gerate, schnarrt es schon wieder an der Tür. Ich schnappe diverse Schlüssel, spreche irgendwas in die Gegensprechanlage und laufe das Treppenhaus hinunter. Draußen vor der Tür wischt sich gerade ein Mann umständlich seine schwarzen Lackschuhe an den spärlichen Grasbüscheln des armseligen Vorgärtchens ab. Das wird er sein: Typ Versicherungsvertreter, gut dreißig Jahre alt mit Markenklamotten und einem dunklen Oberlippenbart, dessen exakte Maße vermutlich irgendeiner DIN-Norm entsprechen. Unsere Augen treffen sich, eine Hand fährt mir entgegen und versucht meine mit männlichem Griff zu zerquetschen. Ich

halte tapfer dagegen und entkomme dem Schraubstock ohne Blessuren. Nach den üblichen Begrüßungsformeln bringe ich noch schnell eine plausible Erklärung für meine Unpünktlichkeit an, dann kommen wir zur Sache.

«Wo haben Sie denn die Kiste?», will er wissen.

Die Kiste? Ich hätte doch im Bett bleiben sollen.

«Kommen Sie bitte mit», bedeute ich ihm, mir zu folgen, und bin schon auf dem Weg durch das Kellerlabyrinth.

Wir geistern durch spärlich beleuchtete Gänge, aus den Verschlüssen riecht es muffig; zum Glück stoßen wir bald auf eine massive Metalltür, die ein guter Wegweiser zur Tiefgarage ist.

«Warten Sie hier einen Moment», bitte ich ihn am Eingang.

«Wenn es nicht wieder eine halbe Stunde dauert!«

Ich gehe in meine Garagenbox, setze mich in mein Auto und starte. Der Sechszylindermotor blubbert sofort los. Ich fahre unter eine Leuchtröhre in der Mitte der Tiefgarage, stelle den Motor ab und steige mit geschäftigem Schwung aus.

«Tolle Kiste!«

Herr Laupner strahlt mich an.

«Ja», sage ich nicht ohne Stolz, «das finde ich auch».

Ich finde das wirklich. Einen solchen Wagen hatte ich immer gewollt. Ein schneeweißes Mercedes Cabriolet 280 SE, Baumuster 111, der Traum der sechziger Jahre. Der Nachbar meiner Eltern hatte sich schon damals einen solchen Wagen leisten können. Das war außergewöhnlich, denn dieses stattliche Cabrio kostete zu der Zeit ähnlich viel wie ein Einfamilienhaus. Dieser Nachbar war Arzt und offenbar reich. Von meinem Kinderzimmerfenster konnte ich immer beobachten, wie der Wagen bei schönem Wetter in der Hofeinfahrt stand. Herr Dr. Stasing wusch sein Auto höchstpersönlich am Wochenende, seine Söhne durften höchstens einmal nachledern, wenn der Herr Doktor es eilig hatte. Oftmals fuhr die ganze Familie dann aus, und ich beneidete die beiden Nachbarjungen um ihren luftigen Platz im Fond. Wie gerne wäre ich einmal mitgefahren! Manchmal kam es vor, dass der Doktor offenbar zu

einem Notfall gerufen wurde. Dann schoss er aus der Hofeinfahrt hinaus, und ich staunte, wie stark dieser schwere Wagen auf der Straße beschleunigen konnte.

*Auto* soll auch eines meiner ersten Worte gewesen sein, und der Begriff machte sich an diesem weißen Mercedes fest. Irgendwann Ende der siebziger Jahre wurde der Wagen verkauft – ein unzeitgemäßes Vehikel in einer auf modern getrimmten Welt. Was danach kam, gefiel mir nicht, meine Vorstellungen von *Auto* waren bereits fest in die Synapsen geätzt worden. Ein richtiges Auto musste eine riesige Motorhaube und längliche, stehende Scheinwerfer haben, schmale rote Rücklichter und chromblitzende Stoßstangen. Aber ein Gefährt wie dieses entwickelt sich nahtlos zum Klassiker, ein unerreicher Traum sowohl als Student wie auch als Berufseinsteiger, aber der Wunsch war hartnäckig.

Vor einigen Jahren fügten sich dann einige finanzielle Dinge glücklich. Zusammen mit einem Sparguthaben, das meine Eltern für mich angelegt hatten und das für notwendige größere Anschaffungen gedacht war, konnte ich das Projekt endlich in Angriff nehmen. Meine Eltern hatten dabei eher an Hausrat, eine Einbauküche oder eine Wohnzimmergarnitur gedacht. Ich fand, das war jetzt eine notwendige größere Anschaffung. Die Bedenken meiner Freundin Charlotte, so viel Geld in ein Auto zu stecken, wurden einfach ignoriert.

«Mehr als fahren kannst du doch auch nicht damit», war ihr Standardargument.

Zuerst habe ich noch versucht, sie über ihren Sinn für Ästhetik zu erreichen, aber dieser Sinn war mehr auf Filmkunst und Malerei geeicht, nicht auf schöne Karosserien. Zu guter Letzt schob ich ihre Einwände beiseite – es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die Frauen eben nicht begreifen.

Nach einigem Suchen kam endlich der große Tag. Ich stand irgendwo im Schwäbischen vor einer Garage, der Verkäufer öffnete die beiden hölzernen Flügeltore, und da stand es, mein Auto: weiß mit blauen Ledersitzen und dunkelblauem Ver-

deck. Das dunkel gebeizte Nussbaumholz des Armaturenbretts glänzte edel, es gab keine Kratzer im Lack oder Ölflecke am Boden, die kleine viereckige Uhr zeigte auch nach vier Jahrzehnten noch die richtige Zeit an, und die fünfstellige Kilometeranzeige im runden Tacho war während des gesamten Autolebens niemals wieder über Null gelaufen. Innerlich habe ich mich gleich ergeben, und als der Verkäufer noch ein paar Mark für eine winzige Beule nachließ, war der Handel unterschriftsreif. Mit dem Kaufvertrag in der Tasche fuhr ich völlig euphorisch nach Hause und lag Charlotte tagelang mit Details über Ledersitze und Laufkultur in den Ohren, bis sie mir vorsichtig zu verstehen gab, dass es jetzt trotz Sympathiebonus genug sei.

Das nächste Wochenende war sonnig, was aber Anfang März im Hinblick auf die Temperatur nicht viel zu sagen hatte. Trotzdem musste als Erstes das Dach auf, als ich das Cabrio abholte. Die Heizung voll an und den Schal gut gewickelt, sehe ich mich noch über die Autobahn rauschen – für heute ein König.

Nach einigen zufälligen Aufträgen ist mir dann die Idee gekommen, den Engagements als Hochzeitschauffeur gezielt auf die Sprünge zu helfen und es damit meiner Edelkarosse zu ermöglichen, selbst etwas zu ihrem nicht gerade billigen Unterhalt beizutragen.

Laupners strahlendes Gesicht gibt erste Anhaltspunkte für den heutigen Geschäftsverlauf. Er geht ums Auto herum, nickt immer wieder anerkennend mit dem Kopf, setzt sich ans Steuer und stellt sich den Rückspiegel ein. Was will er da, er müsste doch hinten probesitzen. Aber richtige Männer gehören ja immer ans Steuer. Er zieht spielerisch an der Stockhandbremse, schaltet am Ganghebel und dreht ein wenig am Lenkrad, dann nickt er wieder und setzt eine gewichtige Miene auf.

«Toll«, höre ich ein weiteres Mal, auch wenn seine Begeisterung offenbar nicht nur der zeitlosen Eleganz gilt.

«Wissen Sie, meine zukünftige Frau wollte eigentlich gar

kein Brautauto«, gibt er bekannt, «sie wollte mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn zum Standesamt, aber ich will mich doch nicht lächerlich machen. Auf einen Oldtimer haben wir uns dann einigen können, und dieser hier wird ihr sogar gefallen.«

Ach, denke ich, ein Autofreak und eine Romantikerin, ob das wohl gut gehen kann. Und weil sie sich selbst nicht sicher sind, wollen sie gleich ein Symbol der Unvergänglichkeit an den Anfang ihrer Ehe setzten. Schaut her, wollen sie sagen, unsere Ehe hält mindestens so lange wie dieser Wagen. – Ha, die sollen erst mal knapp vierzig Jahre miteinander auskommen.

Wir treffen die genauen Absprachen. Die Hochzeit soll in zwei Wochen sein, ich soll das Paar bei den Brauteltern abholen, dann zum Standesamt, anschließend zur Kirche und danach ins Restaurant – also das Übliche. Er bedankt sich noch mal herzlich dafür, dass er seiner Braut eine solche Freude bereiten kann.

«Ich kann es kaum erwarten, meine zukünftige Frau in dieser Edelkutsche zu sehen, das wird hinreißend aussehen. Schade, dass sie heute nicht mitgekommen ist.«

Warum schade? Damit ich bestätigen könnte, dass sie als Frau genauso schön ist wie das Cabrio als Auto? Seine Verliebtheit geht mir auf die Nerven, ich kann so viel Glück jetzt nicht vertragen!

Bestimmt ist sie hässlich wie die Nacht, denke ich feindselig. Er macht noch ein paar Fotos, dann verabschiede ich mich, weise ihm den Weg durch das Garagentor und fahre das Auto wieder in seine Box.

Im Treppenhaus kommt mir kurz vor meiner Wohnungstür im obersten Stock eine alte Frau mit Strickmütze eilig entgegen. Sie trägt einen dunklen Faltenrock und eine verschlissene Einkaufstasche in der Hand. Die kleine silberne Hightech-Taschenlampe als Anhänger am abgelederten Schlüsseletui in der anderen Hand wirkt auf mich wie eine Scannerkasse im

Krämerladen. Sie muss mir gegenüber wohnen, denn hier oben gibt es nur zwei Türen. Ich grüße kurz und will an ihr vorbei.

«Sie sind bestimmt der neue Mieter?«, höre ich sie fragen.

«Ja«, nicke ich, «ich heiße Luc Weinbrand.»

«Mein Name ist Rose, aber das haben Sie vielleicht am Türschild schon gesehen.»

Sie lächelt mich an, ihre Zähne sind nicht mehr weiß, aber gerade und gleichmäßig.

«Dann werden wir uns wohl öfter begegnen. Herzlich willkommen.»

Ich bedanke mich, murmele was von guter Nachbarschaft und verschwinde hinter meiner Tür. Zum Kuckuck, warum kann nicht eine Frau in meinem Alter gegenüber wohnen, da wäre ich schnell ein guter Nachbar. Am liebsten wären mir jetzt Verhältnisse wie im Studentenwohnheim, eine lebendige Hausgemeinschaft mit offenen Türen und dampfenden Kaffeebechern – aber so?

Ich werfe mich auf mein Bett und starre wieder an die Holzdecke.

«Wach endlich auf – Lazarus!«

Die Wirklichkeit geht nicht in meinen Kopf hinein wie ein Postpaket nicht in den Briefschlitz – ich kann es einfach nicht fassen, dass Karo nicht mehr da ist.



## 2

Die Tage haben ihre Bedeutung verloren, Zeit setzt sich nur noch aus einzelnen Atemzügen zusammen, aus weiteren Kreisen im Goldfischglas. Um mich herum ist Einöde, in der ich ohnmächtig auf Rettung hoffe. Beim Blick in den inneren Spiegel erscheine ich beharrlich als Teil, komme mir vor wie ein einzelner Schuh, dessen Selbstbild immer nur das Paar ist; aber auf meinem Klingelschild steht nur noch ein Name. Es kann einfach nicht sein – *ich* kann das nicht sein! Es ist wie Taumeln, wie Abrutschen an einem steilen Hang an der Grenze zur Bewusstlosigkeit, ab und zu wird der Sturz abgebremst, es gelingt mir, mich für kurze Zeit irgendwo festzuklammern, aber dann bricht der Halt weg und ich rutsche tiefer und tiefer. Ich vermissе sie unbeschreiblich, ein Leben ohne Karo kommt in meiner Betriebsanleitung nicht vor.

Ist es doch *unser* Leben, ich muss sie doch erreichen können!

Ich schiele zum Telefon. Nur eine Nummer wählen, dann könnte ich ihre Stimme hören. Vielleicht wartet sie ja sogar darauf? Was könnte ich als Grund vorschieben, um sie anzurufen? Der Wunsch wird zum unwiderstehlichen Zwang. Warum nicht einfach anrufen, wie ich sie schon tausendmal angerufen habe? Die fremde Telefonnummer ist wie ein Verrat. Mir bricht der Schweiß aus, und das Blut pocht in meinem Ohr, als ich ihr Telefon läuten höre.

«Charlotte Herbst.»

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals herunter und melde mich mit möglichst abgeklärter Stimme.

«Was is?»



Ihre Stimme klingt fremd und abweisend, eine Stimme, die so warm sein kann.

«Ich habe beim Auspacken zufällig deinen grünen Schal gefunden, und da wollte ich dich fragen, ob ...?»

«Ich hab jetzt keine Zeit«, unterbricht sie mich, «ich rufe dich nachher vielleicht zurück.»

Weg ist sie. Ich spüre, dass auch ihr Gefühl für mich weg ist, fühle das Vakuum, in dem sie mich zurückgelassen hat. Die Verzweiflung darüber ergreift von mir Besitz. Ich falle wieder auf meine Bettdecke und versuche, einen klaren Gedanken zu fassen. Es gelingt nicht.

Das Sonnenlicht am Fensterrahmen wird langsam gelber, Ende September wird es um sechs schon wieder kühl. Mein Blick streift zum hundertsten Mal durch das kleine Zimmer: weiße kahle Wände, ein nacktes Fenster, nur mein alter Holzschrank ist ein treuer Gefolgsmann und spendet mir durch seine Anwesenheit ein wenig Trost. In meinem bisherigen Leben hatte ich immer nur ein *mein Zimmer*, in den letzten Jahren dazu auch noch ein *dein Zimmer*, jetzt muss ich den zwei Zimmern meiner neuen Wohnung einen Namen geben. Dieses hier wird wohl *Schlafzimmer* heißen, obwohl ich noch nicht mal ein richtiges Bett habe, nur eine Matratze auf dem Boden. Ich habe den ganzen Nachmittag darauf gelegen und es nicht geschafft, von meinem Grübelkarussell abzuspringen. Immer wieder kreisen die Gedanken vom *Warum* über das *Das-kann-doch-nicht-sein*, über das *Es-muss-noch-einen-Weg-geben* zum *Verdammt-noch-mal* um wieder bei dem *warum nur?* zu landen.

Warum muss gerade mir das passieren? Mein Leben ist doch bisher immer so gelaufen, wie ich es wollte: Schule, Studium, Freundin, Job und dann heiraten. Warum ruft sie nicht an? Ich habe Angst vor ihrer gefühlskalten Stimme, trotzdem warte ich sehnsüchtig auf ihren Anruf.

Vielleicht ist das Telefon kaputt? Das Freizeichen meldet sich sofort in seiner stoischen Monotonie, als ich hoffnungsvoll in die Leitung horche.

Denkt sie vielleicht gerade an mich?

Ein bisschen Hunger hat sich breit gemacht. Ich gehe nach nebenan, um die altbackene braunbeige Einbalküche nach etwas Essbarem zu untersuchen. Die Kekse sind weg, im Kühlschrank krümmt sich eine braune matschige Banane, ein Sinnbild für alles hier. Auf die Schnelle finde ich nichts Besseres, ich muss wohl noch einkaufen gehen.

Da fällt mir wieder ein, dass heute Samstag ist, Wochenende. Beklommenheit macht sich breit, Wochenenden sind mir ein Gräuelp, seitdem ich erlebe, wie trist und einsam sie sein können. Überall sehe ich die Paare, wie sie zusammen durch die Stadt bummeln, im Wald spazieren gehen oder an der Kinokasse anstehen. Die haben es leicht, selbst wenn einer von beiden mal getrennt etwas vorhat, der andere bleibt gerne einmal für den Abend mit einer bürgerigen Gelassenheit zurück. Aber ich bin raus aus dieser Welt der Paare. Den Samstag schon wieder wie ein Aussätziger zu verbringen, macht mir Angst.

Ich muss eine Verabredung haben!

Ich schreite im Geiste die Galerie meiner Bekannten ab, von den Arbeitskollegen über die Leute im Sportverein zu denjenigen, die ich sonst noch so kenne. Wen könnte ich anrufen? Es ist nicht leicht, ich möchte keinen Korb riskieren, und schon gar nicht mag ich durchblicken lassen, wie wichtig mir ein Treffen ist.

Die Entscheidung fällt auf einen Kollegen aus dem Büro, von dem ich weiß, dass er allein lebt. Seine Telefonnummer muss ich nachschlagen, aber das Telefonbuch ist mir kein guter Ratgeber, denn der Name kommt mehrfach vor. So muss ich anhand von Straßennamen und marginaler Information über seine Wohnung eine Wahrscheinlichkeitsberechnung vornehmen. Ich entscheide mich für eine Nummer und wähle.

«Ja bitte?»

Das liebe ich! War er das jetzt?

«Hier ist Luc Weinbrand, mit wem spreche ich?»

Der Anfang war schon mal unglücklich.

«Ah, hallo Luc – das ist ja eine Überraschung«, höre ich zu meiner Erleichterung, «was gibt's?»

Ich falle mit der Tür ins Haus und biete mit betont gelassener Stimme Kino oder Essengehen an.

«Sonst gerne, aber ich habe mich schon mit ein paar Kumpels zum Doppelkopf verabredet. Du kannst natürlich gerne mitkommen, vielleicht können wir mal durchwechseln.»

Ich bin auf eine Rolle als Kropf beim Doppelkopf mit drei unbekanntenen Männern nicht besonders scharf, möchte mir aber die Option offen halten und verabschiede mich unverbindlich.

Was tun? Ich suche müde in dem Durcheinander nach meinem Rucksack und gehe einkaufen. Obwohl es Läden in der Nähe gibt, radele ich den weiten Weg zu unserem alten Supermarkt. Eine Verkäuferin schaut mich an, als ich durchs Drehkreuz komme, und ich sehe, dass sie mich erkennt. Sie kennt nicht meinen Namen, aber sie weiß, dass ich hier immer einkaufe, mal alleine, mal mit Karo. Sie weiß nicht, was passiert ist – woher auch? Ich genieße das, hier im Supermarkt ist die Zeit ein wenig stehen geblieben. Ich schiebe mit dem Wagen an den Regalen entlang und arbeite den imaginären Einkaufszettel von Karo ab: Margarine in der runden Dose, Oliven in der eckigen, Milch in der braunen Flasche, Bergkäse, kleine Tomaten, Baguette für zwei Schlemmer und eine Steinofenpizza. Der KassiererIn kommt mein Einkauf sicher auch wie immer vor. Auch sie kennt mein Gesicht, der Herr mit dem rotblauen Rucksack ist offenbar wieder von seiner hübschen Frau zum Einholen geschickt worden.

«Wenn deine Haare und deine Rasur etwas glatter wären, dann würdest du ein bisschen wie Hugh Grant aussehen«, hat Karo einmal gesagt. Wie schön, dann stehen ja die Frauen bei mir Schlange und Karo könnte doch, bitte sehr, froh sein, dass sie unangefochten die Pole-Position hat. Aber ich bin kein Hugh Grant, ich habe keinen treuen Hundeblick, bin weder schüchtern noch verträumt, habe nachts um halb drei kein

grenzenloses Verständnis für jedes irrationale Problem und rede eher zu viel als zu wenig.

Als ich wieder in meine Wohnung komme, bemerke ich sofort den blinkenden Anrufbeantworter. Karo! Mein Finger saust auf den Abhörknopf.

«Hier ist Harald, wie geht's dir, mein Alter? Leider bist du nicht da. Ich versuch's gegen zehn noch mal – knacks.»

Verdammt, ich war mir so sicher, hatte ihr *Hallo, Luc!* schon im Ohr!

Aber schade ist es auch, dass ich meinen Bruder verpasst habe. Noch über zwei Stunden, bis er wieder anruft. Ich heize schon mal den Backofen vor und mache ein Bier auf. Zehn Minuten Vorheizen, zwanzig Minuten backen, zehn Minuten Pizzaessen, dann ist es erst ungefähr halb neun, dann muss ich noch anderthalb Stunden warten, bis er wieder anruft. Mein Bruder weiß, wie es mir geht. Bei ihm muss ich nicht Haltung bewahren.

Das Licht der kahlen Glühbirne malt unförmige Leuchtstreifen auf den Hals der Flasche und einen grünlichen Schatten auf den Tisch. Es ist ein großer Tisch, notfalls könnten vier Leute daran essen, für zwei wäre er ideal, aber die letzten Krümel der Pizza verteilen sich nur auf einen kleinen Teil der Fläche.

Abends hat Karo manchmal noch spontan etwas Leckeres zubereitet, ein Pastagericht oder einen Toast. Kurz bevor sie fertig war, hat sie mir meist eine Flasche in die Hand gedrückt. «Mach schon mal auf», hat sie gesagt, und ich habe dann geschäftig mit dem Korkenzieher hantiert. Danach haben wir zusammen am Tisch gegessen, haben genüsslich gegessen und dabei den vergangenen Tag vorbeistreifen lassen. Zum Schluss habe ich schon fast darauf gewartet, dass sie ihren Teller mit einem Stück Brot auswischt, einen Schluck Wein nimmt und sich in ihrem Stuhl entspannt zurücklehnt; immer mit der gleichen vertrauten Bewegung, deren Beobachtung mir wie mein persönliches Eigentum vorkommt. Meist hatte sie anschließend keine Lust mehr, mit mir die Spätnachrichten anzu-

schauen, hat noch schnell die Teller gespült, etwas aufgeräumt und lag schon im Bett, als ich später in ihr Zimmer kam. An ihrer Lesehaltung konnte ich immer gleich erkennen, wenn sie nicht gestört werden wollte. Dann lag sie aufgestützt mit dem Rücken zu mir und schmökerte konzentriert Seite um Seite. In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens am Kopernikusplatz ließ sie sich noch gerne stören, später drehte sie mir immer öfter den Rücken zu, und ich fragte mich dann, ob diese Haltung etwa Körpersprache sei und was ich falsch gemacht haben könnte.

Wie oft waren ihre wuscheligen braunen Locken mein erstes Bild, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Manchmal aber war sie am Wochenende schon vor mir wach, hatte Brötchen aufgebacken und stand unerwartet im dämmrigen Licht der Vorhänge mit dem Frühstückstablett vor mir. Wie im Werbefernsehen, habe ich dann gedacht.

Mein Blick verschwimmt auf der hellen Tischplatte, sie ist zur Leinwand für Kurzfilme aus unserer Zeit geworden: Karo mit Zeitungshut und löchrigem T-Shirt voller Farbspritzer auf der Trittleiter; Karos nackter Rücken vor mir und meine Hände, die Creme verteilen und einreiben; Karo am Spülbecken, und ich mit der riesigen Salatschüssel daneben, die mit dem nassen Geschirrtuch kaum noch trocken zu reiben ist; Karo mit einem Schuh am Fuß auf der Suche nach dem andern ...

Das Telefon dudelt mitten in eine Szene hinein – Filmriss. Das Licht in meinem Kopf geht an, und mir wird wieder klar, dass alle anderen Sitze im Kino hochgeklappt waren.

Harald ist dran, ich freue mich, seine vertraute Stimme zu hören. Nach ein paar Auftaktinformationen zu meinem neuen Zuhause kommen wir zum Kern.

«Und sonst, wie kommst du klar?»

Ich ergreife dieses Angebot zuzuhören wie ein Vorverurteilter, der die letzte Chance auf ein Plädoyer in eigener Sache erhält. Ja, es geht mir ziemlich mies, ich esse unregelmäßig

und schlafe schlecht. Ich kann mich nicht konzentrieren, ich begreife einfach nicht, warum Karo sich in diesen Typen verliebt und alles in den Wind geschlagen hat, was wir hatten. Alles schien doch so klar zu sein, es gab große Pläne: weite Reisen, Eigentum, sogar Familie. Wie kann sich eine dreißigjährige Frau da an einen Bücherwurm mit einer windigen Geschäftsidee hängen?

«Vielleicht hat ihr bei dir etwas für sie Wichtiges gefehlt?»

Was kann das sein? Mein Bruder ist vier Jahre älter, ich schätze seine Meinung, aber ob er sich auch gut genug bei Ehekrise auskennt? Ich beschließe, dass das in meinem Fall nicht zutrifft, er ist einfach zu weit weg.

Neu ist auch, dass Karo jetzt eine eigene Wohnung hat.

«Es gab noch nicht einmal Streit bei der Haushaltsauflösung! Sie war sogar ganz lieb zu mir und hat mir unsere tolle Bauhaus-Liege überlassen.»

«Meinst du nicht, dass sie nur ein schlechtes Gewissen hatte?»

Nein, ich will das nicht meinen, meine Strohhalme sind mir zurzeit heilig. Viel wichtiger ist es mir, Harald davon zu überzeugen, dass es mit dem anderen eigentlich gar nicht klappen kann, es gibt so viele Anzeichen dafür.

«Weißt du, sie ruft überhaupt nicht mehr an. Wenn ich ihr gleichgültig wäre, würde sie es doch alleine aus Höflichkeit tun.»

«Welchen Schluss würdest du denn daraus ziehen, wenn sie tatsächlich öfter anrufen würde?»

Das nervt, ich will darüber nicht nachdenken und auch Harald lenkt ein. Er berichtet von Fällen, in denen frisch Verliebte nach zwei bis drei Monaten den Irrtum bemerken und sich wieder trennen, dass es auch genug Beispiele von Paaren gibt, die sich nach einiger Zeit wieder finden. Das läuft gut runter. So könnte es auch bei uns sein, Karo und ich passen doch so einmalig gut zusammen.

Nach einer guten Stunde lege ich auf. Mir geht es besser. Ich

muss jetzt noch vor die Tür und mich bewegen, muss alle Gedanken einsortieren. Draußen wartet ein lauer Spätsommerabend auf mich. Ich steige auf mein Rad und fahre los. Ein unsichtbarer Magnet zieht mich in Richtung Oststadt. Ich fahre durch die beleuchteten Straßen. Unmengen von kleinen Insekten summen um die Straßenlaternen herum, die voll von den Spinnweben des vergangenen Sommers sind. Die Blätter der Bäume haben schon braune Ränder. Ich fahre und fahre und plötzlich bin ich in der Goethestraße. Vor einem Haus aus den sechziger Jahren bleibe ich stehen und schaue hoch. Alle Fenster im dritten Stock sind dunkel, kein Licht brennt, schon gar kein gedämpftes.

Wir haben noch eine Chance, Karo und ich. Ich muss nur warten!

Im Rinnstein liegen die ersten Blätter, an manchen Stellen sind sogar schon kleine Haufen zusammengeweht. Ich nehme sie mit dem Vorderrad aufs Korn, presche mitten hindurch und stieße sie mit dem rechten Fuß auseinander, sodass sie in Wolken auseinander rascheln.

Plötzlich sehe ich den Igel, wie er sich mitten auf der Straße klein macht, wahrscheinlich hat ihn mein Radau erschreckt. Ich halte an, überlege, wie ich ihn ohne Handschuhe von der Fahrbahn kriege, denn er hält mir störrisch seinen Stachelpelz entgegen. Ein Altpapiercontainer kommt mir gerade recht. Ich stelle das Rad quer zur Fahrtrichtung über ihn, besorge mir ein Stückchen Karton und versuche, ihn vorsichtig bis zu der Kochmütze zu stupsen, die als Logo mitten auf dem Deckel der klebrigen Pizzaschachtel prangt. Er will nicht, seine Füßchen versuchen, sich im Asphalt festzukrallen, aber er muss.

Als ich ihn unter einem Busch am Straßenrand von der Pappe rutschen lasse, bremst ein dunkler Sportwagen scharf vor meinem Fahrrad, und die Scheibe surrt herunter.

«Mann, du hast sie wohl nicht alle!«, raunzt mich ein pomadiger Typ mit Sonnenbrille auf dem Kopf an.

«Entschuldigen Sie, ich habe nur einen Igel vor Ihren Breit-

reifen gerettet«, sage ich und schiebe das Rad zur Seite.

Er schüttelt nur den Kopf, lässt die Scheibe wieder hochsurren und quietscht davon. Ich schaue wieder zum Busch hin, mein stacheliger Freund ist verschwunden. Ich mag ihn, wir haben etwas gemeinsam: wir müssen jetzt beide überwintern.





**D**er Wecker klingelt pflichtbewusst. Das ist gut gemeint, aber ich bin schon längst wach. Mein Wecker hat momentan eine andere Bestimmung, er ist zum Aufseher geworden, zu einer Autorität, die mich morgens dazu antreiben muss, das Dösen und Denken endlich abzubrechen und den aufrechten Gang zu wagen.

Normalerweise hat mein Wecker am Wochenende frei. Heute trifft das nicht zu. Heute hat Herr Laupner seinen großen Tag, und ich muss meinen weißen Straßenkreuzer auftakeln, um ihn mit seiner Freundin in den Hafen der Ehe zu lotsen.

Ich suche eine angemessen erhaltene Jeans und ein dunkles Hemd aus dem Schrank. Das Hemd sieht etwas verknüllt aus – sorry, Herr Laupner, das Bügeleisen hat leider Karo behalten, aber für solche Verhältnisse hätte er heute vermutlich keinen Sinn. Am eigenen Hochzeitstag ist man sich ganz sicher, dass es immer die anderen sind, deren Ehe scheitert. Es muss also auch mit verknittertem Chauffeur gehen.

Früher habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich als Hochzeitsfahrer auch im gediegenen Zwirn wie die übrigen Teilnehmer erscheinen müsste, aber die Leute wollen ja mein Auto, ich selbst bin nur notwendiges Übel, Zuschauer beim schönsten Tag im Leben fremder Leute. Warum also so tun, als ob man dazugehörte? Manchmal werde ich beim ersten Telefonat gefragt, ob ich als Chauffeur denn auch in Uniform käme. Da hüstele ich innerlich und mitunter auch hörbar – nein, in Uniform komme ich nicht. Uniformen passen doch gar nicht zu einem Auto, das jetzt gewünscht wird, weil es gerade nicht mehr in die Zeit passt und daher auch nichts mehr mit Status,

mit Dünkel und Dienstfertigkeit zu tun hat. Aber diese Gedanken eignen sich nicht für den Beginn einer Geschäftsbeziehung, daher bleibt es bei einer höflichen Absage an Livree und Zylinder.

Bevor es losgeht, putze ich schnell noch die Autoscheiben vor dem Haus.

«Guten Morgen, Herr Weinbrand, sind das Ihre Schlüssel?»

Hinter mir steht meine Nachbarin und hält mir meinen Hausschlüsselbund entgegen.

«Guten Morgen, Frau Rose. Ja, das sind meine, wo haben Sie die denn gefunden?»

«Sie steckten von außen in der Kellertür.»

Oh Schreck – ich wäre losgefahren und hätte irgendwann unterwegs meinen Wohnungsschlüssel vermisst. Vorhin war ich völlig in Gedanken gewesen, hatte über den Titel der Musik gegrübelt, die aus ihrer Wohnung ins Treppenhaus drang; es wollte mir einfach nicht einfallen, obwohl das Stück bekannt ist.

«Vielen Dank, das hat mir sicher eine Menge Ärger erspart!»

Wenn ich daran denke, was der Verlust der vielen Schlüssel an Scherereien bedeutet hätte! Sie gibt die Schlüssel zurück und lächelt mir freundlich zu.

«Ihnen noch einen schönen Tag«, sagt sie und macht sich auf den Weg.

Heute sieht sie in ihrem leichten Sommermantel viel eleganter aus, und ich meine, dass ihre Lippen etwas Farbe hätten.

«Kann ich Sie vielleicht ein Stück mitnehmen?«, rufe ich ihr hinterher. «Ich fahre in Richtung Stadt.»

Sie dreht sich um.

«Ja gern«, sagt sie und kommt wieder auf mich zu.

Das erste Mal fällt mir ihr offenes Gesicht auf, ihre wachen Augen hinter der Goldrandbrille. Sie ist sicher älter als siebzig, aber das bemerkt man nur beim genauen Hinsehen. Ihre Haare sind grau, aber ihre Frisur würde auch zu den blonden oder dunklen Haaren einer jüngeren Frau passen. Sie sind schulter-

lang, etwas gewellt und werden mit ein paar Spangen nach hinten gehalten, sodass der Blick auf zwei kleine goldfarbene Ohringe frei wird.

Ich halte ihr die Tür auf und steige dann auf meiner Seite ein.

«Hat Ihr Auto keine Sicherheitsgurte?»

«Nein, sehr alte Autos brauchen keine Gurte zu haben», erkläre ich und brause los, sodass Frau Roses Hand den Haltegriff in der Beifahrertür sucht.

Am Ringfinger sehe ich matt einen schlichten goldenen Ring glänzen.

«Soll ich das Dach zumachen?», frage ich sie, als mir die Empfindlichkeit meiner Großmutter gegen Zugluft in den Sinn kommt.

«Nein, lassen Sie nur auf, ich mag ein wenig frischen Wind um die Nase.»

*Air* – jetzt weiß ich es wieder, *Air* hieß das Stück von Bach, das sie vorhin gehört hat.

«Haben Sie sich in Ihrer neuen Umgebung denn schon ein bisschen einleben können?»

Was soll ich darauf sagen? Was würde ein Jugendlicher auf die Frage antworten, nachdem er vor ein paar Tagen in die Erziehungsanstalt eingeliefert worden ist?

«Es ist schon alles sehr neu.»

Ein Lastwagen bläst eine stinkende Abgaswolke zu uns hinein, als die Ampel auf *Grün* schaltet.

«Wie lange wohnen Sie denn schon in diesem Haus?»

Sie überlegt einen Moment.

«Es sind tatsächlich schon über sechs Jahre», sagt sie.

«Und was für Leute wohnen sonst noch dort?»

«Was wollen Sie genau wissen?», fragt sie zurück.

«Jüngere oder mehr ältere zum Beispiel, nette Leute oder Querulanten.»

Sie muss wieder kurz überlegen.

«Ich kenne die übrigen Hausbewohner nur von einigen

Gesprächen im Treppenhaus«, sagt sie dann, «ich kann nichts Schlechtes sagen.»

In der Nähe des Museums lasse ich sie aussteigen. Beim Losfahren sehe ich gerade noch, wie sie ihre Frisur in der Glasscheibe einer Bushaltestelle in Ordnung bringt.

Nun muss ich mich sputen, um rechtzeitig bei der Hochzeit zu sein, mit der ich nichts zu tun habe, die mir aber trotzdem den Tag verderben wird, denn die geballte Glückseligkeit dort trifft mich in meiner momentanen Gefühlslage wie eine Abrißbirne.

Meine erste Station ist ein Blumenladen. Hier bekommt die Motorhaube das bestellte Gesteck aus roten Rosen, und die Antenne ein weißes Schleifchen. Dann geht es weiter zu den Brauteltern.

Die angegebene Adresse liegt in einer Vorstadtgegend mit freistehenden Häusern. Die schmalen Straßen sind verkehrsberuhigt, und ich muss Schlangenlinien zwischen parkenden Autos und Blumenkübeln aus Beton fahren. Irgendwann nimmt die Dichte von Autos mit auswärtigen Kennzeichen und einer Unzahl von zerplatzten Insekten an der Frontpartie zu, ein untrügliches Zeichen, dass ich richtig bin. Das Haus der Brauteltern erkenne ich schon von Weitem. Um die Eingangstür herum ist eine grüne Girlande gewunden, darüber prangt ein weißes Herz mit rotem Rand. *Laura + Klaus* lese ich. Wie originell!

Ich setze rückwärts in die Einfahrt hinein und bleibe mitten im Hof stehen. Brautautos dürfen frech sein und alle anderen zuparken. Die Haustür steht offen, von drinnen dringt mit kurzen Lachsalven durchsetztes Geplapper. Die Gesellschaft hat offenbar jemanden vom Typ Alleinunterhalter in ihren Reihen. Das ist für einen bunten Haufen zukünftiger Bekannter und Verwandter äußerst hilfreich, so dass man extra einen bestellen müsste, wenn das Umfeld nur aus maulfaulen Leisetretern besteht.

Ich drücke auf die Türklingel. Das Geplapper reißt kurz ab,

und wenig später erscheint die Braut höchstpersönlich im Flur. Sie ist mindestens einsfünfundsiebzig groß und gefällt mir sofort. Die klaren Züge ihres Gesichts haben fast etwas Hochmütiges, ihre dunkelbraunen Augen mustern mich kurz, dann lächelt sie mich an.

«Sie sind der Mann mit dem Hochzeitsauto, stimmt's?»

Ich starre etwas verdattert auf ihre makellosen Zähne und nicke.

«Kommen Sie doch noch einen Moment rein, bis es losgeht. Schön, dass Sie uns fahren wollen. Ich heiße Laura Sandstein.»

Sie streckt mir ihre Hand entgegen.

«Luc Weinbrand. Ich freue mich auch!»

Ihre Hand ist fest und warm. Bevor mir noch weitere Beteuerungen einfallen, ist sie schon wieder auf dem Weg zurück. Ich folge ihr. Ihre dichten rotbraunen Haare sind hochgesteckt, aber einige widerspenstige Locken haben sich schon aus dem Korsett befreit und wippen im Takt der Schritte, die schnell aber nicht hastig sind. Vielleicht ist es dieser Gang oder die widerborstige Frisur, weswegen bei mir plötzlich die Räubertochter Ronja aus den Kinderbüchern in einer Gehirnwinding auftaucht?

Das Wohnzimmer der Eltern ist ein helles Zimmer mit zeitgemäßem Mobiliar, nicht wie so oft mit schweren Sesseln und altdeutscher Schrankwand. Auf dem Tisch stehen Sektflaschen, verschiedene Säfte, Gläser und Tablett mit Weintraube-Käse-Keks-Pikser. Eine Menge Leute um die dreißig stehen mit einem Glas in der Hand herum, machen einander Komplimente oder lachen über gemeinsame Erlebnisse von früher, während sie andauernd auf ihre Uhren schielen.

Da entdeckt mich der Bräutigam. Frisur und Schnauzbarth sind heute noch akkurater als bei unserer ersten Begegnung. Er steckt in einem dunklen Anzug, vor seiner Brust glänzt eine Krawattennadel neben einer weißen Blume im Knopfloch. Während er mich begrüßt, fordert seine Hand meine gleich erneut zu einem Quetschduell heraus. Ja, das wäre ein Cabrio-

wetter heute und ob ich ein Glas Sekt wolle. Ach nein, Fahrer dürften ja nichts trinken. Er lacht aufgesetzt. Ich könne ja einen Saft trinken, zu essen gebe es natürlich auch genug.

«Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause!«

Es geht nicht, diese überbordende Aufgeregtheit auf Hochzeiten macht mich verrückt.

«Danke, ich warte draußen«, sage ich fast schon unhöflich und fliehe in den Hof, um mich in mein Schneckenhaus zu verkriechen.

Irgendwas stimmt nicht. Ich habe mir die künftige Gattin des Herrn Laupner anders vorgestellt: zickig, studiogebräunt und gewöhnlich. Das ist sie aber nicht, sie ist interessant!

Es dauert nicht lange, bis die ganze Gesellschaft zur Haustüre herausquillt. Die Brauteltern sind jetzt auch dabei, freundliche Leute um die sechzig, die mich kurz begrüßen und dann aufgeregt in ihren Opel steigen. Laura Sandstein und Klaus Laupner klettern Händchen haltend auf die hinteren Sitze und machen es sich bequem. Ich bin der Braut wohlgesinnt und frage sie vor der Abfahrt, ob sie ihre aufwendige Frisur wirklich dem Fahrtwind aussetzen wolle. Die beiden sehen sich verdutzt an. Herr Laupner möchte es trotzdem riskieren, seine Braut ist aber kompromisslos, das Dach muss zu – wusste ich es doch.

Die Fahrt geht los, den Weg zum Standesamt kenne ich gut. Jetzt fahren alle noch ungeordnet, später werden wir die Kolonne anführen. Die beiden im Fond beglückwünschen sich gegenseitig zu ihrem Hochzeitgefährt, wobei er es sich nicht verkneifen kann, daran zu erinnern, dass sie ja eigentlich lieber mit dem Fahrrad gefahren wäre.

«Wie lange haben Sie den Mercedes denn schon?«, will sie wissen.

Ich rechne nach.

«Bald sieben Jahre, und ohne Not werde ich ihn sicher auch nicht verkaufen.«

«Das verstehe ich«, sagt sie, «den würde ich auch behalten.«

«Behalten Sie eigentlich auch Ihren Namen?«, platze ich heraus, denn im Kopf hatte ich schon phonetische Experimente gemacht.

«Nein«, sagt sie nach kurzem Zögern, «wir wollten einen gemeinsamen Namen, und mein zukünftiger Mann wollte seinen gerne behalten.»

«Schade um den schönen Namen«, höre ich mich sagen.

Das war spontan, aber ungehörig. Ich entschuldige mich und erkläre, dass mich das natürlich gar nichts angeht. Herr Laupners Miene lässt Gnade vor Recht ergehen, Laura Sandstein guckt auf ihre Fingernägel.

Plötzlich überholt eine dunkle Limousine und setzt sich direkt vor uns. Links von mir prescht ein Polizeimotorrad heran, und im Rückspiegel taucht noch eins auf. Im Rückfenster des Wagens vor mir erscheint die rote Schrift *Bitte folgen*. Was ist jetzt los? Mir wird es mulmig. Ist der TÜV abgelaufen oder sehe ich einem Bankräuber ähnlich?

«Ah – da sind ja die Kollegen«, höre ich Laupner hinten sagen.

Dann beugt er sich ein wenig zu mir nach vorne.

«Geleitschutz zum Standesamt ist bei uns üblich.»

Ich atme durch. Sofort sitzt mir aber ein kleiner Mann im Ohr, der mir einflüstert, in dieser Formation einmal zu versuchen, den Radarblitz hinter der übernächsten Kreuzung auszulösen.

Wir rauschen wie die Diplomaten beim Standesamt vor. Ein Haufen Gratulanten schwirrt umher, und es ist für Außenstehende nicht zu erkennen, wer zu welcher der aufeinander folgenden Hochzeiten gehört. Die beiden winken und steigen aus. Ich verspreche, artig zu warten, und nicke der Braut noch einmal ermutigend zu, bevor sie von der Menge aufgesogen wird.

Ade, Laura Sandstein. Gleich wird sie ihren schönen Namen los sein, gleich wird sie einen wichtigen Teil ihrer Identität eingetauscht haben gegen die große Illusion ewiger Verbundenheit

und Treue. Vielleicht wäre Heiraten ein Auslaufmodell, wenn es keinerlei finanzielle oder rechtliche Vorteile mehr gäbe. Aber spätestens die Schmachtfetzen und Liebesschnulzen werden dafür sorgen, dass der Traum von der großen einzigartigen Liebe weiterlebt, die von alleine funktioniert und zu der man nur noch die passende Person finden muss.

Mit der Häme eines Gehörnten und im Bewusstsein einer krisensicheren Einnahmequelle begeben sich auf einen etwas abseits gelegenen Beobachtungsposten, von dem ich mein Auto noch gut sehen kann, aber nicht zu viel von dem Hochzeitstrubel mitbekomme. Natürlich habe ich immer irgendeine Lektüre dabei, um die Zeit zu überbrücken, aber die Buchstaben verschwimmen und die Gedanken schweifen ab, sobald ich mich hier am Standesamt meiner Stadt aufhalte. So lange ist es noch gar nicht her, als der große Menschaufbruch uns galt. Die Ankunft zehn Minuten vor der Zeit, verbunden mit dem Eindruck, trotzdem viel zu spät zu sein, das nervöse Warten vor dem Trauzimmer, das Platznehmen vor dem Standesbeamten, das Gefühl, niemals so im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden zu haben wie jetzt. Ich hatte die Frau gefunden, die ich wollte, die intelligent, selbstsicher und zudem schön war und die mich völlig davon befreit hatte, abschätzend anderen Frauen nachzusehen. In ihrem eleganten Kleid war sie für mich die wundervollste Braut, die ich mir vorstellen konnte. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, angekommen zu sein.

Wusste sie das eigentlich, hatte ich ihr all das überhaupt gesagt?

«Warum?«, hatte sie gefragt, als ich ihr damals den Vorschlag gemacht hatte zu heiraten.

Weil ich dich liebe, hätte ich einfach sagen sollen, und heute bin ich sicher, dass es das war, was sie hören wollte. Stattdessen habe ich umständlich Gründe angeführt, habe über ein Zeichen der Zusammengehörigkeit und über Sicherheit im Alter referiert. Wir hatten das Wochenende bei ihren Eltern



im Weserbergland verbracht und waren auf dem Rückweg. Ich fuhr durch die Nacht und dachte nach, während Karo sich auf dem Beifahrersitz in ihre Jacke gekuschelt und die Augen zugemacht hatte. Ich mochte ihre Eltern, herzliche Menschen, die es sich gut miteinander eingerichtet hatten. Sie unternahmen viel zusammen, machten Radtouren, fuhren Kanu und gingen oft ins Theater; ein gutes Vorbild. Derzeit waren Karo und ich bereits über dreißig und schon lange zusammen, Heiraten erschien mir jetzt als die nächste Etappe, der nächste Meilenstein auf unserem Weg.

An diesem Abend sind wir nicht mehr zu einem Entschluss gekommen, aber das Thema war geboren. Irgendwann war es eine Tatsache. Es gab einen Termin beim Standesamt, ein Hochzeitsdatum und Verabredungen beim Juwelier und in der Herrenkonfektion. Für unsere Feier hatten wir einen alten Gewölbekeller gemietet, ein Cateringservice brachte mexikanisches Essen, und die Musik kam von der Konserve; es sollte unkonventionell und besonders sein, so wie wir uns selbst vorkamen. Karo steckte zu der Zeit gerade in einem wichtigen Projekt, am Montag darauf musste sie gleich früh wieder im Büro sein. So wurde der nächste Urlaub Monate später einfach als Hochzeitsreise ausgegeben. *Schöne Flitterwochen* wünschte mir meine Mutter am Telefon kurz vor dem Abflug nach Kuba, aber da hatte der Alltag längst die letzten Reste der bemühten Aufbruchstimmung in ein neues Leben zermahlen.

Nach einer knappen Stunde ist die Zeremonie beendet, und die Laupners erscheinen wieder mit ihrem Gefolge. Ich eile, denn ein ungeschriebenes Chauffeursgesetz gebietet es mir, die Türen für das frisch vermählte Paar aufzureißen. Ich finde gerade noch Zeit für Glückwünsche, bevor die Laupners nach hinten geturnt sind und sich in die blauen Ledersitze fallen lassen.

«Na, wie fühlt man sich denn so als Frau Laupner?«, höre ich den Bräutigam fragen, nachdem die Türen gerade zu sind.

Meine Augen verdrehen sich reflexartig noch oben, immer

dasselbe! Wie fühlt man sich denn so als Frau Müller? Wie fühlt man sich denn so als Frau Meier? Als ob es irgendwo ein Handbuch für den angehenden Bräutigam gäbe, in dem alle gängigen Sprüche für den Hochzeitstag nachzulesen und auswendig zu lernen wären.

Wir rollen langsam an, denn hinter uns soll sich der Auto-korso zur Kirche formieren können. Als alle beisammen sind und der Konvoi sich durch die Straßen schlängelt, beginnt hinter mir ein infernalisches Gehupe, und ich verkneife mir die Bemerkung, dass dies ja wohl lauter sei als die Polizei erlaubt. Aber die Polizei ist offenbar gar nicht mehr da, und wenn, dann hupt sie in Zivil wahrscheinlich selbst. Die beiden Vermählten hinter mir sind ganz mit sich und ihren neuen Ringen beschäftigt. Sie werden mit viel Mühe abgezogen und wieder übergestreift, die Hände werden immer wieder von oben betrachtet und übereinander gelegt.

Ich schaue auf meine rechte Hand. Es stimmt einfach nicht mehr. Die Zeit ist längst reif, meinen bisher trotzig getragenen Ehering abzulegen.

Die Fahrt zur Kirche wird ungefähr zwanzig Minuten dauern. Es ist eigentlich gar keine Kirche, sondern eine etwas größere Kapelle, die außerhalb der Stadt auf einem kleinen Berg liegt. Solange wir noch in der Stadt sind, bleiben viele Menschen stehen und schauen herüber oder winken sogar. Das Brautpaar ist gerührt von so viel Zuspruch und winkt eifrig zurück, das Maß an Aufmerksamkeit ist ein wichtiger Beleg für die Einzigartigkeit dieses Tages.

«Weißt du noch«, wird Opa Laupner vielleicht in fünfzig Jahren mit klapperndem Gebiss seine ergraute Frau erinnern, «als uns so viele fremde Leute am Straßenrand zugewinkt haben, und nur, weil wir ein so besonders schönes Paar waren.»

Vor der Stadt wird die Straße gerade, und das Hupen lässt nach. Ich kann trotzdem nur langsam fahren, denn der Wind würde sonst das Gesteck vorne zerzausen. Nachdem sie sich ausreichend versichert haben, dass alle Etappen bisher sehr

gelingen seien, kommt auch das Brautpaar etwas zur Ruhe und beginnt, mich in ihr Gespräch mit einzubeziehen. Er will noch ein paar Details zu dem Auto wissen, sie hingegen fragt mich persönliche Dinge, was ich tue, wenn ich nicht Chauffeur spiele, ob ich noch andere Interessen habe und wie lange ich schon in dieser Stadt wohne.

«Kennen Sie das Standesamt auch von innen?«, will sie wissen.

«Ja.»

Zum Glück taucht jetzt die Kapelle auf, und ich werde gleich wieder anderthalb Stunden für mich sein können. Das Glockenläuten höre ich schon aus der Ferne. Ich genieße das Alleinsein und die Stille, die Abwesenheit von Feststimmung und die Möglichkeit, beim Gehen in Ruhe meinen Gedanken nachzuhängen.

Nach einer guten Stunde bin ich zurück. Der Gottesdienst ist bereits zu Ende und ein inzwischen angereicherter Partyservice schenkt Getränke und Butterbrezeln aus. Ich lehne an meinem Auto und beobachte das Treiben. Plötzlich löst sich die Braut aus der Menge und kommt mit einem zweiten Glas Sekt in der Hand auf mich zu.

Sie drückt mir das Glas in die Hand.

«Sie brauchen sich nicht abseits zu halten, Sie gehören auch dazu.»

Ich schüttele den Kopf.

«Nein, vielen Dank, ich bleibe lieber hier.»

Sie schaut mich an. Dann stößt sie mit ihrem Sektglas an meins.

«Danke nochmals, dass Sie uns gefahren haben. Im Nachhinein finde ich die Idee mit dem weißen Oldtimer sehr gelungen.»

Ich lächele sie an, und sie verschwindet wieder zwischen ihren Gästen. Plötzlich beneide ich diesen Herrn Laupner.

Nach einiger Zeit brechen wir zu der letzten Station meines heutigen Einsatzes auf, einem Park in der Nähe, in dem schon

ein Fotograf mit seinem ganzen Equipment wartet, um das Glück des heutigen Tages für die kommenden Generationen zu konservieren. Ich kann aus einiger Entfernung beobachten, wie dem Gehirn des Fotografen die skurrilsten Arrangements entspringen, die das normale Leben kaum hervorbringen könnte: Sie steht verträumt mit einer Blume auf der Wiese, und er lugt durch einen Busch, er lehnt lässig an einem Baum, und sie schmachtet ihn auf der Wiese sitzend an, beide müssen sich an einem kleinen Brückengeländer verrenken, um die Hände mit dem Ring in Positur zu bringen. Der Fotograf ist nie ganz zufrieden mit der darstellerischen Leistung der Akteure, und so dauert es eine ganze Zeit, bis sich die Gruppe wieder dem Hochzeitsauto nähert. Zum Schluss sind immer die Bilder mit Gefährt dran. Zuerst wird vor und neben dem Wagen gestanden und gekniet, dann gehen dem Fotografen auch hier die Pferde durch. Die Braut solle sich mit dem Rücken auf die Motorhaube legen und er solle sich verliebt über sie beugen. Ich mutmaße scharfkantige Reißverschlüsse oder kratzende Knöpfe und erhebe Protest. Der Fotograf sieht mich ungläubig an – wie kann man in einer solchen Situation nur an so profane Dinge wie Lackschäden denken? Zum Glück stärkt Laura mir den Rücken, findet diese Position auch nicht angebracht. Ihr Ehemann guckt zwar etwas mürrisch, aber es bleibt dabei.

Als der Fotograf fertig geknipst hat, sind wir entlassen. Ich fahre das Paar noch zu ihrem Restaurant und bekomme dort meinen Lohn. Wir verabschieden uns, ich wünsche den beiden noch viel Glück und fahre heim, nachdem ich das Blumengesteck bei der Rezeption abgegeben habe.

Auf dem Rückweg gehe ich noch was essen und komme erst am frühen Abend in meiner Wohnung an. Ich plumpse auf die Bauhaus-Liege und schalte den Fernseher ein. Irgendwas Politisches zieht an mir vorbei, um Viertel nach acht beginnt die Lieblingsshow der Deutschen und ihrer Anrainer. Ich habe nicht die Energie auszuschalten, und so erfahre ich, dass man

auch unter Wasser den Radetzkmarsch auf der Tompete spielen und mit der Baggerschaufel ein Frühstücksei auslöffeln kann, dass man es mit der nötigen Übung schafft, Menschen an Geruchsproben ihrer Gummistiefel und Schallplatten an ihren Rillen zu erkennen. Es ist erstaunlich, mit wie viel Unfug die Menschen sich beschäftigen. In einer anderen Sendung soll einmal einer allein ein Klavier irgendwo hinaufgeschleppt und dann dort durchaus passabel die *Mondscheinsonate* gespielt haben. Das hätte ich gerne gesehen, das Nebeneinander von roher Kraft und virtuosem Spiel, interessant, weil es eigentlich nicht zueinander passt.

Dieser Gedanke lenkt den Blick auf meine rechte Hand. Ich starre den Ring am Finger lange an, bevor ich mir einen Ruck gebe und versuche, ihn über das Gelenk zu streifen. Es geht nicht. Vielleicht sollte ich ihn doch anbehalten, schließlich bin ich noch verheiratet. Nein, es passt einfach nicht mehr! Ich gehe in die Küche und träufele etwas Spülmittel auf meinen Ringfinger. Während im Fernsehen feierlich der Wettkönig gekrönt wird, lege ich in einer biedereren Einbauküche meinen Ehering ab. So banal kann ein Stückchen Ende sein.

Ich falle wieder auf meine Liege und drehe den Ring in meinen Fingern. *Charlotte 24.06.2000* steht auf der Innenseite. Meine Karotte, es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Ich starre auf den hellen Streifen um den Ringfinger meiner sonst Cabrio-gebräunten Hand. Die Symbolik dieses neu entstandenen Ringes ist das Gegenteil von der des anderen.

Das Telefon reißt mich aus meiner Betäubung.

«Luc Weinbrand!«

«Hallo Luc, hier ist Charlotte.«

«Karo, gerade habe ich ...«

Aber sie hat schon weiter geredet, und ich traue mich nicht zu unterbrechen, bis sie mit ihrem Anliegen fertig ist.

«In Ordnung, ich werde das unterschreiben.«

**W**o bleibst Du nur? hat jemand ungenau in die Tischkante geritzt, vielleicht hat die Verzweiflungstat diesem Jemand geholfen, in meinem Fall gibt es bereits keine Hoffnung mehr. Ein fast leeres Glas mit Selterswasser leistet meinem halb vollen Bierglas auf dem alten Kneipentisch Gesellschaft, ich aber sitze alleine hier, fühle mich abgeschoben und lächerlich.

Die Tische um mich herum sind alle besetzt, es ist laut und verqualmt. Links von mir hat sich eine Anzahl Zwanzigjähriger um einen langen Tisch herum gruppiert, denen das erste oder zweite Semester Physik ins Gesicht geschrieben steht. Die jungen Männer haben artige Kurzhaarschnitte, tragen karierte Hemden oder Rollkragenpullover, und die meisten eine Brille. Einer sieht fast aus wie der jugendliche Bill Gates auf dem Foto vom Microsoft-Betriebsausflug Mitte der Siebziger zusammen mit seinen drei bärtigen Kollegen. Die wenigen Studentinnen sitzen unauffällig und farblos dazwischen und können offenbar den aufgeblasenen Theorien ihrer männlichen Kommilitonen nichts entgegensetzen. Gegenüber lümmelt ein Haufen verwegener Gestalten mit Rastalocken und zerzausten Wuschelköpfen und raucht einen üblen Knaster. Pärchen tuscheln an kleinen Zweiertischen und die gepiercte Bedienung balanciert riesige Spaghettiportionen zwischen herumhängenden alten Posaunen, Tubas und Waldhörnern hindurch, die sich der Dekorateur wohl ausgedacht hat, um damit zu betonen, wie weit hier der gängige Geschmack von der Volksmusik entfernt ist.

Bis eben saß Karo noch bei mir am Tisch. Wir hatten eine Verabredung, aber sie hat noch nicht einmal ihre Jacke ausge-

zogen. Ihr wäre kalt, obwohl sie mit dem Rad gestrampelt war. Jetzt ist mir kalt, denn diesem Treffen habe ich entgegengefebert, seit sie mich vor fünf Tagen angerufen hatte. Da wir ja noch verheiratet wären, würde sie meine Unterschrift auf einem Formular brauchen – ob wir uns treffen könnten? Das Wort *Treffen* überstrahlte alles andere wie ein riesiger Gong – sie will mich treffen! Klar hatte ich Zeit, ich wollte sie gleich zu mir einladen, aber sie bestand auf einem neutralen Ort wie bei Verhandlungen zwischen zwei Staaten. Meine Gedanken spielten trotzdem sofort verrückt. Wir würden etwas zusammen trinken, vielleicht auch was zum Essen bestellen, oh ja, ich könnte sie mit ihrem Lieblingssalat überraschen, den ich einfach heimlich bestelle. Wir hätten endlich mal wieder einen Abend für uns allein, zum Quatschen, uns Aussprechen. Wir kämen dann bestimmt irgendwann auf uns, auf die gute Zeit, die wir zusammen hatten. Vielleicht kann ich auch schon Misttöne aus ihrem jetzigen Leben heraushören. Ich habe gleich überlegt, welche Sachen Karo gerne an mir gesehen hat und am Montag noch schnell mein dunkles Hemd und die hellblaue Jeans in die Expressreinigung gebracht. Es ist keine Stunde vergangen, in der ich nicht an diesen Abend gedacht habe. Heute bin ich früher gegangen, habe geduscht und mich in Schale geschmissen. Natürlich habe ich das Auto genommen, denn meine verblendete Phantasie hatte Karo schon längst auf dem Beifahrersitz gesehen, uns beide nach einem langen Kneipenabend auf dem Nachhauseweg.

Ich Idiot! Der ganze Abend hat gerade zehn Minuten gedauert. Sie war schon da, als ich absichtlich ein paar Minuten später kam. Kein Kuss zur Begrüßung, nur ein gemaltes Lächeln und unbeholfene Floskeln, keine Spur mehr von ihrer offenen zugänglichen Art, mit der sie Menschen sonst so schnell für sich gewinnen kann. Der Antrag lag schon unterschriftsreif auf dem Tisch, fehlten eigentlich nur noch die zwei Herren rechts und links, von denen einer mir einen geöffneten Füller reicht und der andere gleich nach der Unterschrift die frische Tinte

trocken wippt. Diese furchtbare Distanz traf mich wie eine unerwartete Kündigung, sie lähmte mich, beraubte mich jeglichen klaren Gedankens. Wie oft hatte ich die Worte gedreht und gewendet, die ich ihr sagen wollte, aber sie waren alle weg, weil sie nicht für eine solche Situation gemacht worden waren. So saßen wir betreten herum, ich kritzelte meinen Namen unter ihren Antrag, ohne zu fragen, um was es genau ging. Dann stand sie auf, bedankte sich förmlich, wünschte mir noch alles Gute und verschwand im Türrahmen – der Absturz in die Realität ist gewaltig.

Trinke ich noch aus? Ich winke schon der Bedienung, während ich noch das Bier in mich hineingieße. Nur schnell zahlen und dann weg hier, mir ist nicht länger nach Kneipenabend. Den Autoschlüssel schon im Türschloss höre ich in mich hinein und ziehe dann den Schlüssel wieder ab – Autofahren braucht ein Minimum an Konzentration. Die Hände tief in den Taschen vergraben laufe ich wie in Trance um die Häuser.

Mein Gott, wer war das? Das kann doch nicht die Frau gewesen sein, mit der ich Jahre lang zusammengelebt habe? Mir fällt unweigerlich die Geschichte von Dr. Jekyll und Mr. Hyde ein, kann ein Mensch sich derart wandeln? Wie weit weg ist dieser Eisblock von der umwerfend charmanten Studentin mit ihrem warmen Wesen, die mich vor fast zehn Jahren um den Schlaf und den Semesterschein gebracht hatte.

So streune ich ziellos durch die Straßen und weigere mich, stehen zu bleiben. Kein rotes Ampelmännchen besitzt genug Autorität, kein Schaufenster bietet etwas Verlockendes, um meinen monotonen Vorwärtsdrang zu stoppen. Innehalten ist wie Stehen im Treibsand, ich versinke sofort in meinem Dilemma. Beim Gehen gelingt es besser, die vielen Wenss und Abers zuzulassen und ein Schlupfloch heraus aus der Ausweglosigkeit zu finden.

Nach über zwei Stunden Herumvagabundieren bekomme ich Hunger. Ich habe seit Mittag nichts mehr gegessen, denn aus dem gemütlichen Schmausen mit Karo im Lokal ist ja nichts



geworden. In meine leblose Wohnung zieht mich jetzt nichts, aber noch viel weniger habe ich Lust, mich irgendwo allein an einen Tisch zu setzen und eine halbe Stunde auf ein Mitternachtsessen zu warten.

Also gehe ich zu meinem Auto zurück und fahre nach Hause. Im Treppenhaus kommt mir meine Nachbarin auf voller Breite mit dem Ergebnis ihrer Mülltrennung entgegen. Leer, wie er ist, fällt mir Baucheinziehen nicht schwer, sodass sie gerade mit ihren Tüten an mir vorbeipasst.

Der nächste Reinfall wartet in meiner Küche auf mich, ich kann zwischen Nudeln mit Toastbrot und Toastbrot mit Nudeln wählen. Mein Kühlschrank wäre in der Lage, noch zwei Eier zu spendieren, sodass Schinkennudeln ohne Schinken in greifbare Nähe rücken. Problematisch wird nur die Zubereitung, denn es gibt noch keine Bratpfanne in meinem Junggesellenhaushalt. Woher könnte ich so spät noch eine Pfanne bekommen? Kann ich jetzt noch nebenan klingeln?

Auf mein kurzes schüchternes Läuten hin öffnet sich die Wohnungstür. Frau Rose schaut mich ziemlich erstaunt an.

«Noch mal guten Abend«, sage ich etwas betreten und trage mein Anliegen vor.

«Da sollte sich was finden lassen, kommen Sie doch einen Moment rein.«

Sie dreht auf dem Absatz um, ich schließe die Tür und folge ihr in den kleinen Flur. Während Frau Rose in ihrer Küche kramt, lunte ich durch die offene Wohnzimmertür. Die Einrichtung ist weiträumig und sicher noch nicht alt, keine Spur von der Trödeladen-Atmosphäre der *guten Stube* meiner Großmutter, die dort die Kinkerlitzchen aus vielen Jahrzehnten ausgestellt hatte. Ein Deckenfluter beleuchtet gedämpft eine massive Regalwand mit unzähligen Büchern, die den ganzen Raum beherrscht. Um einen rechteckigen flachen Tisch herum stehen drei Sessel mit Armlehnen aus Holz und hellem Stoffbezug. Mit etwas Neid streift mein Blick den hellen Parkettboden, der dem Raum wohnliche Wärme verleiht, im

Gegensatz zu der dunkelgrünen Auslegeware bei mir drüben. An der gegenüberliegenden Wand steht ein alter Sekretär. Sein Holz ist deutlich dunkler als das der übrigen Möbel, vielleicht ist es Kirsche. Auf seinem oberen Bord brennt eine langstielige Kerze, die ihr Licht auf eine Menge Papiere und Schreibutensilien fallen lässt. Der frische Strauß Astern auf der Fensterbank zeigt mir, dass Wohnen in diesem Zimmer ein Anliegen ist.

Da fällt mein Augenmerk auf einen runden Schachtisch, der etwas abseits steht. In seine Holzoberfläche sind sowohl das Spielbrett als auch die Figuren als Intarsienarbeit eingelassen. Ich gehe unweigerlich näher. Die schwarzen und hellen Figuren stehen sich kampfbereit an den Seitenlinien des Spielfeldes gegenüber, Könige und Damen jeweils zentral an den höchsten Stellen des Kreisrundes eingerahmt von ihren immer kleiner werdenden Vasallen. Ich streiche mit dem Finger über die polierte Fläche, es gibt keinerlei Unebenheiten, ein wunderschönes Kunsthandwerk.

«Spielen Sie Schach?»

Frau Rose steht mit einer Bratpfanne in der Hand hinter mir.

«Ja, ich habe als Gymnasiast in der Schulmannschaft gespielt und später im Studentenwohnheim gelegentlich mit Mitbewohnern. In den letzten Jahren bin ich kaum noch dazu gekommen.»

Frau Rose nickt, dann streckt sie mir die Pfanne entgegen und fragt etwas spitzbübisch:

«Diese wird hoffentlich groß genug sein?»

Das ist sie allemal, denn sie gehört zu den großen gusseisernen Ungetümen, aus denen ganze Familien satt werden können. Ich bestätige, dass meine gesamten Vorräte mühelos in der Pfanne Platz haben werden und bedanke mich vielmals.

«Ist Ihnen nicht gut?», fragt sie mich, als wir uns an der Wohnungstür verabschieden.

«Ja», gebe ich nach kurzem Überlegen zu, «ich bin nicht ganz in Ordnung.»

Wenig später brutzeln in meiner Küche die Nudeln in der fremden Pfanne. Frau Rose ist eigenartig. Sie scheint nicht in

die übliche Schublade zu passen, scheint weder zu stricken, ständig Kuchen zu backen oder für eine Schar Enkelkinder parat zu stehen. Sie wirkt im ersten Eindruck offen, hat etwas Annehmendes, aber bei aller Zugänglichkeit bleibt auch eine Distanz spürbar, eine Mauer, die sicher für Fremde nicht leicht zu überwinden ist. Warum sollte es nicht in Ordnung sein, sie als Nachbarin zu haben?

Als ich am Küchentisch sitze und esse, kommen die Gespenster wieder. Vielleicht haben mich die vergangenen Wochen und Monate nur wund gescheuert und ich bin zu empfindlich geworden, sehe alles zu dramatisch? Oder Karo ist aus irgendeinem Grunde der Meinung, sich mir gegenüber verstellen zu müssen? Aber was ist, wenn das Wirklichkeit war, wenn sie wirklich schon so weit weg ist? Die Verzweiflung steigt in mir auf und treibt mir das Wasser in die Augen. Was kann ich nur machen? Ich werde nie wieder eine Frau wie Karo finden, eine solche Chance gibt es nur einmal im Leben. Ich kann es nicht glauben, vor gut vier Monaten war doch noch alles in Ordnung.

Die Zeit mit Karo erscheint mir auf einmal Lichtjahre entfernt. Manchmal vergehen vier Monate wie im Flug, aber intensives Erleben dehnt die Zeit im späteren Rückblick wie das Warten auf Weihnachten, das selbst Erwachsene immer noch als unerträglich lang in Erinnerung haben. Mir gelingt es kaum noch, das Leben zu greifen, das wir vor kurzem geführt haben. Wie fühlte sich unser Alltag an, als wir einfach noch ein Paar in einer Altbauwohnung waren? Bis zu diesem unvergesslichen Samstagmorgen, als ich beim Frühstück von dem Satz *Ich habe mich verliebt* überfallen wurde. Plötzlich tauchte er zwischen dem Klappern der Tassen und Rascheln der Zeitungen auf, stand unverhofft im Raum wie die Geheimpolizei.

Im ersten Moment habe ich an einen Jokus gedacht, aber Karos Miene sah nicht nach Witzen aus. Ich hatte keine Erfahrung mit solchen Situationen, keine Übung im Umgang mit dem Gegenteil einer Liebeserklärung. Ich habe ein paar hilf-

lose Fragen gestellt, nach Namen und irgendwelchen Fakten. Die Antworten kamen einsilbig und unwillig, sobald ich etwas genauer wissen wollte. Er würde Franz heißen, und sie hätte ihn vor drei Wochen kennengelernt, als ihr in der Stadt die Kette am Fahrrad abgesprungen sei. Franz hätte angehalten und geholfen, das Rad wieder flott zu machen. Sie hätten dann ihre schmierigen Hände in einem nahe gelegenen Café gewaschen und dort noch was zusammen getrunken. Was konnte ich jetzt mit diesen Informationen anfangen? Wichtig war ja nur, wie ernst es wirklich war, und welche Antwort auf welche Frage hätte mir da geholfen? Das weitere Frühstück verlief so wie der ganze übrige Tag, es wurde nur das Notwendigste gesprochen, wir schlichen umeinander herum, keiner sprach das Thema an und jeder hatte seinen eigenen Grund dafür.

In den nächsten Tagen änderte sich erst mal äußerlich nicht viel, aber der böse Geist war nun mal aus der Flasche. Wir lagen wie immer nebeneinander in einem Bett, aßen zusammen Frühstück und verwalteten die Dinge des Alltags, aber der vorher so vertraute Umgang miteinander war sperrig geworden. Die Nähe zu meiner Frau entglitt mir immer mehr wie ein schöner Traum, den man an der Schwelle zum Wachwerden unbedingt mit in die Wirklichkeit nehmen möchte; er verfliegt, auch wenn man die Augen geschlossen lässt. Die abnehmende Nähe wurde nach und nach durch Höflichkeit ersetzt, sodass Karo mir bald wie ein Feriengast vorkam, der seinem Gastgeber verpflichtet ist. Ihr schlechtes Gewissen und ihr Abstand zu mir brachten sie dahin, Dinge zu vermeiden, die zwischen uns früher immer zu Reibereien geführt hatten. Wie sehr habe ich mir plötzlich Normalität gewünscht, wieder ewig in Karos Unordnung nach dem Kellerschlüssel suchen zu müssen, um ihn dann irgendwo in ihrem Schminkkoffer oder zwischen den Schuhen zu finden. Wann immer ich auch ängstlich hoffend zum Schlüsselbrett sah, jedes Mal hing dort der Schlüssel akkurat an seinem Platz und demonstrierte mir ohne jegliche Gefühlsduselei, dass es für diesen Zankapfel innerhalb

unserer Beziehung keinen Platz mehr gab, weil die Beziehung selbst nur noch wenig Raum hatte.

Trotz aller Anzeichen war ich eigenartigerweise nicht von der Grundhaltung abzubringen, dass es zwar sehr kritisch, aber noch lange nicht hoffnungslos wäre. Ich redete mir ein, dass eine Ehekrise einfach vorkommen könne, alle hätten das doch irgendwann wie eine Grippe. Es war bequem, sich die platten Formeln und schlichten Weisheiten der Allgemeinheit als Ratgeber zu holen. Es sei eben der Reiz des anderen, ein Ausbruch aus der Alltäglichkeit, die Unwiderstehlichkeit eines Abenteurers, aber wenn der Rausch vorüber sei, das Strohfeuer runtergebrannt, dann würde Karo sicher wieder vernünftig werden. Mir wurde leider erst später klar, dass Vernunft hier überhaupt keine Größe ist, schon gar nicht die meine. Dass Karo sich endgültig für ein Leben an der Seite eines anderen Mannes, für ein Leben mit fremden Leuten entscheiden könnte, kam in meiner Vorstellungswelt nicht wirklich vor. Karo und ich gehörten zusammen, das war ein Naturgesetz.

Je weniger Karo präsent war, desto verbissener verhartete ich in meinem Kartenhaus. Bald war sie kaum noch zu Hause. Harald mochte meiner zwingenden Rhetorik schon damals nicht folgen.

«Ich wünsche dir, dass du Recht hast, aber meiner Meinung nach sieht es nicht gut aus für dich», hatte er mir mal am Telefon gesagt.

Ich war sauer und fühlte mich von meinem eigenen Bruder im Stich gelassen.

Irgendwann kam Karo dann die erste Nacht überhaupt nicht mehr nach Hause. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und mir nichts sehnlicher gewünscht, als endlich das vertraute Knirschen und Klacken ihres Schlüssels im Türschloss zu hören. Es kam nicht. Es wurde hell, und der Platz neben mir war leer und kalt. Da wusste ich plötzlich, dass es kein Spiel war, keine Abenteuerlust oder spätpubertäre Unvernunft, es war existenzieller Ernst.

Ich geriet in Panik. Ich musste unbedingt etwas unternehmen, um den Zentrifugalkräften Einhalt zu gebieten. Womit konnte ich Karo beeindrucken, was hatte sie sich immer gewünscht? Ich kaufte einen riesigen Strauß Rosen, schrubbte das Bad und putzte die Fenster, ich schmiss mein hellgrünes Sweatshirt mit der gelben Schrift in den Kleidersack und nahm das Autoplakat im Flur von der Wand, ich wusch alle ihre Wäsche, bügelte ihre Jeans und sortierte mit Inbrunst eine Unmenge einzelner Socken im Schrank zu Paaren zusammen. Aber meine SOS-Signale erreichten den Empfänger nicht mehr. In diesem Moment war mir der einsame Funker auf der Titanic sehr nahe, der bis zum Schluss immer und immer wieder gemorst hatte, aber die Retter waren schlafen gegangen.

Das Telefon lässt mich hochschrecken. Wer kann das sein? Es gibt nur wenige, die so spät noch bei mir anrufen würden. Natürlich hat die Liste der möglichen Kandidaten sofort eine Favoritin. Hoffnungsvoll melde ich mich mit meinem ganzen Namen.

Eine fremde Männerstimme säuselt in mein Ohr:

«Wer ist dort bitte?»

«Weinbrand»

«Entschuldigung, ich habe mich verwählt, guten Abend.»

Dankeschön, dieses ist definitiv kein guter Abend, auch wenn viele ihn mir mittlerweile gewünscht haben. Ich bin frustriert, enttäuscht, alleine. Erst nach einer Weile wird mir bewusst, dass ich immer noch mit dem Hörer am Ohr dasitze und dem Freizeichen lausche.

Ich will nicht wieder endlose Grübel-Pirouetten drehen, ich will jetzt schlafen und vergessen. Das geht heute bestimmt nicht ohne Schlaftabletten, aber wo habe ich die Schachtel? Ich kann mich nicht erinnern, sie beim Auspacken in den Händen gehabt zu haben. Zwei volle Umzugkartons stehen noch in der Zimmerecke, und schon wuchte ich den ersten davon ins Licht. Obenauf liegt etwas Flaches, eingeschlagen in ein Handtuch; ich weiß gleich, was es ist. Vorsichtig ziehe ich den selbst ge-

machten Holzrahmen mit der Fotocollage heraus, die Karo mir nach unserem ersten gemeinsamen Urlaub geschenkt hatte. Tagelang hatte sie ganz geheimnisvoll getan und mich nicht in ihr Zimmer gelassen. In meiner kleinen Bude im Studentenwohnheim hatte ich erst mal keinen geeigneten Platz gefunden, und als wir später zusammenzogen, ist das Bild irgendwo im Keller untergegangen. Sie sieht irrsinnig gut aus, wie sie da braun gebrannt in ihrem weißen Badeanzug am Lido bei Venedig sitzt und mich anlacht! Ich werde das Bild aufhängen, hier über meiner Matratze, gleich jetzt! Ein Nagel ist schnell zur Hand, aber den Hammer kann ich bei meinem Werkzeug nicht finden. Es hallt durchs ganze Haus, als ich den Nagel mit einer großen Rohrzanze in die Wand schlage.

Am nächsten Morgen geht es mir nicht besser. Ich habe unruhig geschlafen, mein Kopf brummt, ich finde beim besten Willen keinen Grund aufzustehen. Alle Symptome zusammen genommen reichen für eine Krankmeldung aus, ich möchte niemanden sehen, mich in mein Bett verkriechen und mich meinem Trübsinn hingeben.

Am Nachmittag verspüre ich dann mit einem Mal großen Appetit auf einen Kaffee mit etwas Süßem und stehe auf. Während die Kaffeemaschine brabbelt, beginne ich schon mal damit, die Bratpfanne einzuweichen und dann blitzblank zu putzen. Einen Kratzeschwamm gibt es auch noch nicht bei mir und so ruiniere ich die Handwaschbürste aus dem Bad. Eine Leihgabe möchte ich unbedingt wieder ordentlich abgeben.

Wenig später klingele ich gegenüber, *E. Rose* steht auf dem Türschild. Frau Rose öffnet, im Hintergrund höre ich Stimmen in Englisch diskutieren, es klingt wie eine alte Tonbandaufnahme oder Mittelwelle. Ich gebe die Pfanne zurück, bedanke mich noch mal und will mich gerade verabschieden, als sie mit einem Vorschlag kommt:

«Vielleicht haben Sie mittlerweile wieder Lust zum Schach? Sie würden mir eine Freude machen, gelegentlich eine Partie zu spielen, auch wenn ich sicher etwas eingerostet bin.»

Sie schaut mich fragend an, ich überlege kurz und stelle für mich fest: Ja, ich möchte gern an diesem schönen Tisch in diesem angenehmen Raum sitzen und mit dieser älteren Dame Schach spielen. Diese ältere Dame hat jedoch viele Termine und so einigen wir uns auf Donnerstag kommender Woche um acht.

Nachdenklich gehe ich in meine Wohnung zurück. Na gut, es wird kein anspruchsvolles Spiel werden, trotzdem freue ich mich sogar darauf. Meine Einstellung hat sich geändert, mit meiner Nachbarin habe ich wohl eher Glück gehabt.

Aber gute Laune ist zurzeit wie ein Marmeladenbrot in der Sonne, auf das sich sofort alle summenden Quälgeister aus der näheren Umgebung stürzen; zuerst muss ich noch das kommende Wochenende hinter mich bringen, die Unzeit für Ausgestoßene. Und auch diese Verpflichtung am Samstag macht mir zu schaffen! Vielleicht sollte ich besser absagen? Wenn es doch schon wieder Montag wäre!